die Glocken der Nachbarskirchen aus nächtlichem Schlafe. Von Tal zu Tal klingt und ruft und braust es, und von Haus zu Haus kommen die Bauern gezogen, die Knaben und Greise mit Sensen und Gabeln und Dreschflegeln. Die Höhenfeuer lodern. Der Sturm fegt durch das Land. Das Volk steht auf...

# Onkel Emil ist gestorben

Humoreske von Henny Alberta Hansen

Manchmal besuche ich meine Bekannten Müllers. Sie haben in einem westlichen Vorort ein sehr hübsches Haus dicht am See. Müllers wohnen unten, und oben wohnt die Oma, der das Haus gehört. Ein Opa ist auch da — eine sehr nebensächliche Person. Wie das so geht: Zwischen einer sehr energischen Oma und einer ebenso energischen verheirateten Tochter befindet sich der häusliche Friede meistens nicht in dem so wünschenswerten Gleichgewicht, und so sitzt denn in Villa Eintracht (die Auguren lächelten, als man dereinst das Haus so taufte) meistens einer auf dem Sofa und nimmt übel. Für den harmlosen Besucher gehört also schon beinahe eine salbrandsche Begabung dazu, um sich ungefährdet aus den Klippen dieser Familieneinigkeit herauszuretten. Ich komme mit den Bewohnern der Villa Eintracht recht gut aus, indem ich, wie Harun al Raschid, der Weise, mir freundlich ihre gegenseitigen Klagen übereinander anhöre und dazu schweige wie der noch weisere Moltke, ein Rezept, das ich für ähnliche Fälle bestens empfehlen kann. Die meisten Menschen suchen nämlich jemand, der ihnen zuhört und seine Meinung dann für sich behält.

Kürzlich sah ich zu meinem maßlosen Erstaunen beide Familien friedlich um den Kaffeetisch sitzen. Ich muß wohl ein sehr erstauntes Gesicht gemacht haben, denn man begrüßte mich sehr wortreich und bot mir sofort gastfreundlich Kaffee und Kuchen an, einen ganz vorzüglichen Kaffee und Kuchen. Da ich die Daten sämtlicher Familientage kannte und ich zu meiner Beruhigung feststellte, daß heute nichts fällig war, fragte ich, ob ein besonders freudiges Ereignis diese Kaffeefestlichkeit hervorgerufen.

Nein, nicht ein freudiges, wurde mir etwas verlegen geantwortet, freudig wirklich nicht, ganz im Gegenteil — Onkel Emil sei nämlich gestorben. Um den Kaffeetisch saßen plötzlich lauter feierliche Gesichter. Leider gelang es mir nicht, sofort die entsprechende teilnehmende Miene aufzusetzen, ich habe nun mal was gegen den Namen Emil, er ist so wie Weißbrot in Milch gebrockt, so entsetzlich weichlich; deshalb sind mir Emile die sonderlich sympathisch. Eine lächerliche Idiosynkrasie gegen einen Namen, wie ich gern zugeben will, denn ich habe einmal einen Emil kennen gelernt, der nicht nur ein ganz famoser Kerl, sondern auch noch ein feiner Mensch war, dennoch: Emile sind mir nun mal gleichgültig.

Also, Onkel Emil war tot. Ich hatte nie von diesem Onkel Emil gehört. Ich wunderte mich, denn bei Müllers war man sehr offenherzig im Durchhecheln der lieben Familie, und infolge der angenehmen Gewohnheit kannte ich sogar die mir gänzlich unbekannten amerikanischen Verwandten so genau, als hätte ich mindestens einen Scheffel Salz mit ihnen verzehrt. Ich sah deshalb ein wenig fragend auf die Oma. Die biß gerade herzhaft in ein Stück Sandtorte, schluckte noch einmal trocken runter und sagte: „Onkel Emil ist Opas Bruder.“ Hm, das hätte ich auch so wissen können, denn Opas Familie war in diesem Kreise ebenso nebensächlich wie Opa. Ja, und dann erzählte man mir, daß man Onkel Emil seit nahezu zehn Jahren schon nicht mehr gesehen hätte, man hat ja so furchtbar viele Menschen, und da ist so ein alter Mann — Sie verstehen doch, nicht wahr? Und ich verstand. Nun war vor einigen Tagen aus irgend einem Krankenhaus ein Brief von irgend einem Arzt gekommen, Onkel Emil befände sich dort und müsse operiert werden; und da er immerhin schon in den Sechzigern sei, so könne man nicht wissen — vielleicht habe die Familie das Bedürfnis, den Kranken vor der Operation noch einmal zu sehen. Selbstverständlich entdeckte die Familie dieses Bedürfnis, das seit zehn Jahren gänzlich abhanden gekommen war, und man machte sich sofort auf, um Onkel Emil trostreich zur Seite zu stehen. Das heißt: Oma und ihre Tochter machten sich auf, Opa ließ man zu Hause. Der war ja nur der Bruder und, wie gesagt, eine sehr nebensächliche Person. Statt seiner nahm man die dreijährige Inge mit, von deren Dasein Onkel Emil bisher allerdings noch keine Ahnung hatte, denn im Drange des Erlebens war ihm damals die Geburt nicht angezeigt worden; dafür würde ihm die Ueberraschung sicherlich jetzt Freude bereiten. Und man hatte bereitet.

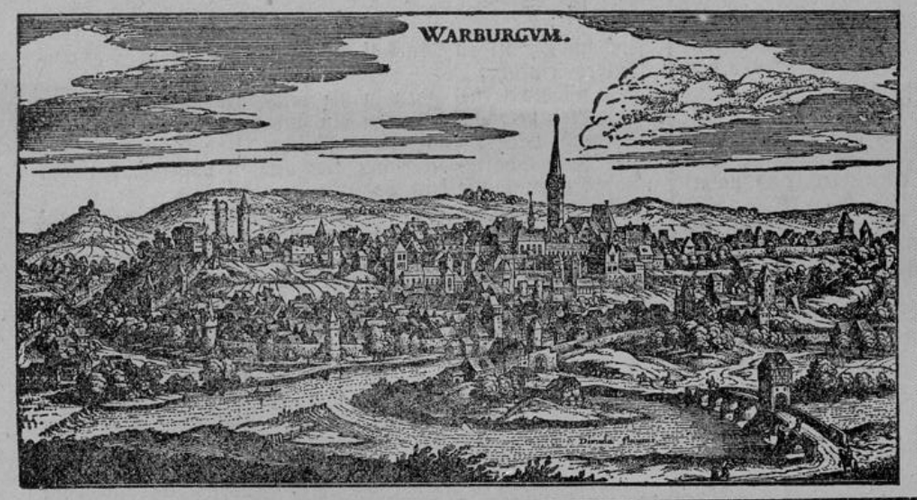
Zuerst war die Oma 'reingegangen, dann folgte die Tochter, und zuletzt präsentierte man die ob dieser Zurücksetzung heftig schreiende Großnichte. Onkel Emil fragte dann allerdings schüchtern, ob nun sein Bruder käme, und da versicherte man ihm, man würde den Opa das nächste Mal bestimmt mitbringen, man hätte ja auch diesmal schon — aber leider, man hätte gar nicht daran gedacht. Opa war ja allerdings der Bruder, aber Opa ging so selten unter Menschen, und es sei so beschwerlich, mit ihm durch halb Berlin zu fahren, obwohl man ja eigentlich mit der Taxe sehr schnell und bequem hier heraus gekommen. Nun, das nächste Mal, gleich nach der Operation, würde man den Opa mitbringen.

Die Operation war sehr gut verlaufen, der Patient leider gestorben. Heute morgen hatte man die telephonische Nachricht bekommen. Aber, man wußte es gestern abend, nein, eigentlich gestern morgen schon. Da war nämlich der Purzel plötzlich in langanhaltendes Heulen ausgebrochen. Bitte, am hellichten Tag! Aber der Purzel hatte geheult. Und dann war das Bild von der Wand gefallen. Der Nagel saß allerdings schon lange recht lose, und man hatte gerade sämtliche Fenster und Türen aufgerissen, um Durchzug zu machen. Aber das tat man oft, und weshalb sollte gerade an jenem Tage der Nagel von der Zugluft 'rausfallen, wo er schon so lange... nicht wahr? So lose saß er nicht, bewahre, und so stark zog es auch nicht, nein, Onkel Emil hatte sich angemeldet, wenn er da auch noch nicht richtig tot war. Aber wer weiß das ganz genau? Nach solchen Operationen, da irren sich selbst Aerzte, und überhaupt, allwissend sind sie auch nicht. Gibt es nicht oft genug Scheintote? Und drittens hatte die Oma von blauen Pflaumen geträumt. Das war ein ganz untrügliches Zeichen. Damals, als ihr Vater starb, hatte ihre Mutter auch von blauen Pflaumen geträumt, von ganz gewöhnlichen blauen Pflaumen, merkwürdig sowas, nicht wahr? Und als die Oma heute morgen an der Gartentür nach dem Postboten aussah, da fuhr ein Mann mit einem Wagen voll blauer Pflaumen vorbei. Die Oma hatte direkt Herzklopfen bekommen, so unheimlich war ihr, denn sowas ist doch einfach aufregend. Eine Stunde später kam dann die Nachricht, daß Onkel Emil tot sei. Man hatte bei der Gewißheit ordentlich erlöst aufgeatmet, denn diese Aufregung wegen all der Vorzeichen! Nicht auszuhalten war sowas. Und Oma und ihre Tochter blickten elegisch auf die weißen Gardinen, als sähen sie da den Schatten Onkel Emils vorbeihuschen. Oma wischte nachdrücklich eine nicht geweinte Träne aus dem Augenwinkel, und ihre Tochter meinte, ein neues Stück Kuchen nehmend, melancholisch: „Welche Beruhigung für uns, daß wir Onkel Emil noch gesehen haben und daß er die kleine Inge noch kennen gelernt hat, damit haben wir ihm wirklich noch eine rechte Freude gemacht.“ Oma nickte zustimmend und sagte, weil Opa seinen Bruder nicht mehr lebend gesehen habe, solle er nun morgen hinfahren, sobald er aufgebahrt sei, ein Mann wäre da sehr viel robuster, Männer seien eben immer Tatsachenmenschen, während Frauen, besonders sie und ihre Tochter, viel zarter veranlagt seien, sie könnten beide keine Toten sehen. Sie schneuzte sich geräuschvoll, und ihre Tochter sagte: „Onkel Emil ist wohl, was hat so ein alter Mann schon noch groß vom Leben? Und wir haben die Beruhigung, daß wir noch bei ihm waren, er ist doch wenigstens nicht allein gestorben.“

„Dem Himmel sei Dank“, sagte die Oma, „allein gestorben ist er nicht. Denn wegen Purzel und dem Bild und den blauen Pflaumen haben wir ja Tag und Nacht an ihn gedacht, nein, allein gestorben ist er nicht.“

Opa saß still mit sehr traurigen Augen — aber wie gesagt, Opa ist nur eine sehr nebensächliche Person.


# Warburger Warte




Wöchentlich zweimal erscheinende
**Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes**
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

**Nr. 1** | **4. Januar 1933** | **7. Jahrgang**





Urheber-Rechtsschutz durch Verlag Oskar Meister, Werdau i. Sa.

6. Fortsetzung

Hatte das Gefühl, als wenn alle wahr und wahrhaftig sich über ihr Kommen freuten, und dieses Gefühl tat wohl, löst' Zweifel und beruhigte.

„Ich bin fertig,“ sagte Toni, nachdem sie ihre Habseligkeiten untergebracht hatte und wieder ins Büro trat. Die Arbeit kann losgehen!“

Der alte Herr von Hollerbek lächelte freundlich und schüttelte den Kopf: „Nein, mein kleines Fräulein! Heute mag Markolf seine Sache noch selber machen. Morgen erscheinen Sie erst als erlösende Fee. Heute sollen Sie einmal mit unseren Künstlern bekannt werden. Ich möchte Sie selber herumführen.“

In der Manege arbeiteten verschiedene Artisten und sahen erstaunt den Chef mit dem tapferen Mädel herankommen.

Die chinesischen Gaukler unterbrachen ihre Sprünge und Luftkapriolen und riefen dem Mädchen Begrüßungsworte zu.

Einer der jungen Chinesen schwenkte seine viereckige Kappe und machte statt der Verbeugung einen Salto, dem sich eine tiefe Reverenz anschloß.

Dann rief er mit schriller Stimme seinen Kameraden etwas zu.

Die wiederholten das Gesagte laut im Chor und sahen das Mädchen mit freundlichem Lächeln an.

Hollerbek sagte zu Toni: „Sie werden das nicht verstanden haben.“

„Nicht recht! Es klang beinahe wie englisch, und die Sprache beherrsche ich eigentlich, aber verstanden habe ich trotzdem nichts.“

„Es war auch englisch, aber ein Gematsch, wie es nur unsere braven Herrschaften aus dem Osten radebrechen. Darf ich übersetzen? Willkommen sei die schöne und tapfere Tochter des Westens, die den Löwen bezwang.“

Toni wurde rot vor Freude.

Sie fühlte an dem Gruß, daß man ihr herzliche Sympathie entgegenbrachte. Dankbar reichte sie den gelben Männern die Hand, die in ihrem unverständlichen Englisch auf sie einschwatzten.

Toni begriff kein Wort, aber als sie in englischer Sprache sich bedankte, da flogen die Kappen begeistert in die Höhe.

Nach und nach kamen alle Artisten an die Reihe.

Der schwarze Fakir, der seinen Feuerzauber allabendlich vorführte, die Reiterfamilie, die Morettis, gebürtige Ostpreußen mit dem bürgerlichen Namen Kaludrigkeit, die „drei Teufel der Luft“, die aus Oesterreich stammten, alle begrüßten Toni aufs herzlichste. Zuletzt trafen Hollerbek und Toni auf Görik.

Sein hartes Gesicht strahlte, als er das Mädchen sah.

„Sind Sie doch wiedergekommen?“ lachte er und drückte ihr lange die Hand.

„Fräulein Hardenberg bleibt bei uns. Ich habe sie als Sekretärin engagiert,“ erklärte Hollerbek.

Da war bei allen die Freude groß.

„Das ist schön!“ sagte Görik. „Da wird sich auch mein Caesar freuen! Sie müssen gleich mit zu ihm kommen. Ich will eben füttern. Reichen Sie ihm einmal seinen Fleischbatzen.“

Sie schritten den Ställen zu, erst durch die Abteilungen der Pferde, die sauber und gepflegt in ihren Boxen standen und neugierig die prächtigen Köpfe wandten.

Der „kluge Hans“ ein Pony, lief natürlich wie immer frei in der Stallgasse auf und ab.

Er erkannte Hollerbek sofort und stupste ihn mit dem klugen Kopf.

„Ich habe keinen Zucker, Hans!“ sagte Hollerbek. Das Tier nickte und trat zur Seite. Wenn es bettelte, und jemand sagte diese Worte, dann ging es weg.

Aber diesmal versuchte es sein Heil noch bei Toni. Die kramte in ihrer Tasche und fand tatsächlich ein Stück Zucker. Sie wollte es ihm geben.

„Halt!“ sagte Hollerbek. „Hans soll erst seine Reverenz machen!“

Da sank das Tier in die Knie und legte seinen Kopf Toni zu Füßen. Dann sprang es wiehernd auf und bekam den Zucker.

Hollerbek merkte an der ganzen Art Tonis, wie sie das Pony streichelte und liebkoste, daß sie Tiere liebte. Das stimmte ihn froh, denn er ging für seine Tiere auf. Die Liebe zur vierbeinigen Kreatur war ja der Haupttrieb gewesen für die Wahl seiner Laufbahn.

Sie kamen zum Raubtierstall.

Göriks Löwen liefen in ihren Käfigen auf und ab, hin und wieder ein unwilliges Brüllen ausstoßend.

Der Dompteur sah unverwandt auf Caesar.

Er war der Unruhigste von allen und hatte für nichts Interesse, als für ein großes Stück Fleisch, das seinen Hunger stillen sollte, und das nicht kommen wollte.

Er sah auch Toni nicht.

Sie standen dicht vor dem Käfig. Da sagte Görik zu Lon. „Rufen Sie ihn einmal an."

Laut rief sie: „Caesar! Caesar!"

Da stutzte der junge Löwe, blieb stehen und drückte sein mächtiges Haupt gegen die Stangen.

Nun brüllte er.

„Er hat Sie erkannt!" Görik war ganz glücklich. Er nahm den Wärtern, die den Kübel mit den Fleischstücken brachten Fleisch ab und schob es selber durch die kleine Schiebetür den einzelnen Löwen zu. Caesar mußte warten.

Seltsam, er stand ganz ruhig und sah auf Toni. Hin und wieder rieb er seinen Rücken behaglich an den Eisenstangen.

Als Toni dann ein Fleischstück nahm, und es durch die Tür schob, da schritt Caesar ganz langsam darauf zu, und nahm es ihr ohne Hast ab.

Er trug es abseits und begann zu fressen, aber dauernd behielt er Toni im Auge, und als sie und Görik weiterschritten, da kam er wieder an das Gitter gesprungen und brüllte den beiden nach.

„Er hat Sie bestimmt erkannt!" wiederholte Görik fröhlich. „Er ist ein lieber Kerl, der Caesar, nur zu spielerisch. Das ist oft gefährlich. Was habe ich mit dem Tier schon für Situationen durchgekostet! Aber . . . ich möchte ihn nicht missen. Trotzdem, daß er meine Dressur oft schwer macht. Seine unruhige Art droht manchmal die anderen anzustecken. Aber der Kerl ist mir ans Herz gewachsen. Haben Sie immer noch keine Lust bekommen, sich der Raubtierdressur zu widmen?"

„Aber lieber Görik!" lachte Hollerbek auf. „Ich bin froh, daß ich endlich eine vernünftige Sekretärin gefunden habe. Und mein Sohn erst, der freut sich wie ein Gott, daß er der ganzen Rechnungskram nicht mehr auf sich zu nehmen braucht. Da wollen Sie Fräulein Hardenberg mir schleunigst untreu machen?"

Toni lächelte: „Keine Angst, Herr von Hollerbek! Ich bleibe Sekretärin. Aber . . . ich darf doch hin und wieder ein wenig mitmachen?"

„Mitmachen? Wie meinen Sie das?"

„Ich möchte reiten lernen, möchte manches von der Zirkuskunst kennen. Nicht, um in der Manege das Publikum zu begeistern, sondern mehr als Sport."

„Aber bitte, Fräulein Hardenberg, in Ihrer freien Zeit dürfen Sie tun, was Sie mögen. Unsere Künstler werden es sich zur Ehre anrechnen. Sie zur vollendeten Artistin zu erziehen."

„Nein, nein, das will ich nicht!" lachte Toni vergnügt. „Ich freue mich, daß ich eine so angenehme Tätigkeit bei Ihnen gefunden habe."

„Das ist schön!" sagte Hollerbek dankbar.

* * *

Kapitän Günther arbeitete mit seinen dressierten Seehunden und unterhielt sich nebenher mit dem Zwerg Bohne, der mit seinen beiden Zwergpferdchen in der Manege eine neue Nummer einstudierte.

„Hübsche Deern, Charles!"

„Die neue Sekretärin vom Alten? Knorke, Willem! Und Grütze scheint sie zu haben. Kriegt allerhand im Büro zu tun. Der Markolf hat ohnehin den ganzen Zimt satt, das liegt ihm nicht."

„Ist begreiflich, mir würde so'n Zeugs ooch keen Spaß machen! Wat so Schreiberei is . . . nee, mein Junge, dat is nich für Vater Günther. Aber hoffentlich hat das Mädel Energie!"

„Was braucht sie Energie! Wenn sie nur gut mit der Schreibmaschine fort kann!"

„Dat meine ick nich, Charles! Ick meine mit dem Petersen, dat is 'ne Schweinerei! Tschä!"

„Mit dem langen Petersen? Ja, der Alte vertraut ihr blind! Den kann er betrügen, wie er will. Ob das Mädchen da was tun kann?"

„Warum nicht! Wenn sie man scharfe Kontrolle einführt, dann kommt doch der ganze Schwindel raus!"

„Ja, wenn Sie es nur tut, Willem!"

Dann beugte sich der alte Seebär vor und sagte mit verschmitztem Gesicht zu dem Clown: „Wenn die mich nehmen würde, Donnerkeil . . . ich würde mein Junggesellentum sofort an den Nagel hängen. Tschä!"

Bohne lachte auf.

„Feuer gefangen? Willem, uff deine alten Tage, nimm dir in acht! Nen Löwen hat sie gebändigt, was wird sie da mit dir altem Seehund anfangen."

Jetzt lachte auch Kapitän Günther mit.

„Tschä, ein hübsches, liebes Kind! So blanke Augen. Weißt du, die Art hat mir immer gut gefallen. Aber . . . ich . . . ich habe der Art . . . nie gefallen! Tschä! Bleiben wir Junggeselle."

* * *

Toni sitzt neben Markolf im Büro, der sie in die neue Materie einführt.

Sie ist etwas befangen in der Nähe des schönen Mannes. Verstohlen betrachtete sie ihn hin und wieder. Er gefällt ihr sehr gut. Markolf hat etwas Frisches, Unbekümmertes, beinahe Jungenhaftes in seiner Art und ist dabei so vornehm und zart, ganz wie sein Vater.

In charmanter, liebenswürdiger Weise erklärt er und macht es ihr leicht, ihm zu folgen.

„Wir haben zwei Kräfte für die Kasse, die tagsüber noch mit anderen Arbeiten beschäftigt sind. Das sind Herr Truc und Herr Bodenstein. Zwei ältere Herren, die schon lange bei uns sind. Zuverlässig, gründlich, verlieren auch im stärksten Andrang nicht den Kopf. Die beiden Herren werden mit Ihnen abrechnen. Auch die vereinnahmten Gelder werden an Sie weitergegeben. Ihre Aufgabe ist es in erster Linie, die Abrechnungen zu prüfen und über jede Vorstellung am nächsten Tage meinem Vater die geschlossene Abrechnung vorzulegen."

„Jawohl, das ist einfach, das wird klappen! Aber was tue ich mit dem Gelde?"

„Das Geld kommt in den Tresor. Wir zahlen allwöchentlich die Gagen aus. Jeden Morgen wird Sie das Auto zur Bank bringen, wo Sie achtzig Prozent der Summen einzahlen. Der Rest bleibt im Tresor, weil wir hin und wieder auch Barzahlungen haben. Zahlungen werden nur geleistet, wenn sie das Signum meines Vaters oder meines tragen. Wir bezahlen, was irgendwie geht, mit Bankscheck. Die Formulare liegen hier im Tresor. Sie füllen jeweils die Schecks aus und legen sie meinem Vater zur Unterschrift vor. Da es aber nicht immer klappen wird, daß Sie meinen Vater oder auch mich antreffen, wenn eine Zahlung zu leisten ist, so werden Sie ein Heft mit unterschriebenen Blankoschecks erhalten."

„Sie haben viel Vertrauen zu mir!"

Markolf sah sie freundlich an, dann sagte er einfach: „Alles Vertrauen haben wir zu Ihnen! Wir wissen, daß Sie uns nicht enttäuschen werden."

„Gewiß nicht, Herr von Hollerbek."

„Ich bin sogar überzeugt, in einigen Tagen wird Ihnen mein Vater Vollmacht erteilen. Im Vertrauen gesagt . . . mir wie meinem Vater liegt der ganze geschäftliche Kram nicht. Wir brauchen, um uns frei entfalten zu können, einen Menschen, auf den wir uns blind verlassen können."

„Das soll ich sein?" Tonis Herz schlug heftig vor Freude. „Das sind Sie! Oh, wir kennen die Menschen und haben gute Augen im Kopfe. Hören Sie weiter. Hier sind die Gagenpläne. Es ist genau ersichtlich, was jeweils zu zahlen ist. Hier ist ferner eine Aufstellung über mehr oder weniger regelmäßige Zahlungen."

Alles wurde genau durchgesprochen bis zum Schluß die Uebernahme der Kasse durch Toni erfolgte.

Als Markolf fertig war, atmete er auf und sah Toni lachend an.

„Gott sei Dank!" sagte er fröhlich, „daß ich den ganzen Krempel los bin."

* * *

Markolf suchte Li auf, die gerade mit ihren Girls probte. Sie war eine strenge Lehrmeisterin, aber es sei ihr zugestanden, sie machte aus ihren Mädels was und konnte mit ihrer exakten Truppe überall in Ehren bestehen.

Das Bemerkenswerte an Li war ihre absolute Ruhe und Selbstbeherrschung. Sie hatte ihrem starken Temperament Zügel angelegt, und nur selten kam es vor, daß ihre heiße Natur Gewalt über sie bekam. Wer sie nicht kannte, schätzte sie falsch ein. Li wußte aber, daß anerzogene Kühle, Sicherheit und Beherrschtheit wertvolle Waffen im Leben und auch . . . im Kampfe um den Mann waren.

Li lächelte, als Markolf zu ihr trat.

„Morgen, Mark!"

„Guten Morgen, Li! Fertig mit der Probe?"

„Nein, mein Lieber. Wir haben eben begonnen! Aber . . . allons . . . packt euch . . . wir proben am Nachmittag."

(Fortsetzung folgt)

# Die Sturmglocken

**Eine Skizze aus den Tiroler Freiheitskämpfen erzählt von Karl Perkold-Traunstein**

„Sie werden da heraufziehen . . ."

Die Männer, die um den großen, graualten Herd herumsitzen, blicken zu dem Sprecher auf. Rotflackernder Schein taucht die Gesichter der Bauern in magisches Leuchten. In den Augen der Männer spiegelt sich das Feuer. Nur Haspingers Gesicht taucht kaum aus dem Schatten der Kapuze hervor. Während er spricht, tasten seine Hände über die schmutzigbraune Kutte. „Sie werden über den Paß heraufkommen . . ."

Hart setzt Haspinger Wort für Wort hin. Einer neben ihm legt die derbknochige Hand auf des Mönches Schulter, neigt sich weit nach vorn, um Haspinger in die Augen unter der Kapuze sehen zu können. „Wenn sie da heraufkommen, dann müssen wir eben den Hof verteidigen . . . bis aufs äußerste!"

Speckbacher ist es. Sein schmales Gesicht mit der scharfkantigen Nase zeigt Schrammen und Narben. Die anderen, Bauern aus dem Loferer Tale unten, starren vor sich hin. Sie wissen, was es bedeutet, wenn der Feind weiter in das Land dringt. Auch Haspinger schweigt nun. Speckbacher erhebt sich von der schwer-eichenen Bank und geht erregt in der Stube auf und ab.

„Wo nur Dein Sohn so lange bleibt?" Der alte Diesbacherbauer fragt bange über den Herd hin. Totenstille ist in der Stube. Auch Speckbacher hält im Schritte inne und bleibt gedankenversunken vor dem Kruzifixe im Herrgottswinkel stehen. Vom Gange draußen hört man die Stimmen der Knechte und Mägde. Sie warten vor der Tür seit geraumer Zeit darauf, daß irgend einer, entweder der Diesbacher oder der Speckbacher, aus der Stube kommt und einige Worte sprechen wird. Da reißt sich Speckbacher aus seinem Sinnieren heraus. „Der Anderl wird kommen. Er ist zum Hofer hinuntergegangen. Wir wissen ja nicht, ob Hofer den Kampf fortführen will."

„Es geht um das heilige Land Tirol", unterbricht Haspinger, „um das heilige Land Tirol, Speckbacher. Es geht um Alles. Wir können auf die Antwort Hofers nicht warten. Das letzte Aufgebot soll in diesem kommenden Kampfe eingesetzt werden. Das letzte Aufgebot . . ."

Haspinger geht an Speckbacher vorbei, öffnet hastig die Tür und ruft den Namen eines Knechtes. „Hans, geh' in's Tal 'runter und läut' die Sturmglocken. Alle Männer von 15 bis 75 Jahren müssen zu den Waffen gerufen werden. Verstehst Du, bis 75 Jahren. Solange die Sturmglocken läuten, solange ist die höchste Not." Der Knecht will noch irgendeine Frage an den Mönch richten, aber Haspinger schlägt vor ihm die Türe zu und geht zur Herdbank zurück.

„Bauern!" Die großen hageren Gestalten erheben sich und bilden um den Mönch einen Kreis. „Ihr wißt, daß, wenn die Sturmglocken von Unken läuten, die Glocken von Lofer, von Zell, von Rauris, von Wörgl läuten werden. Das ist die Losung, wenn höchste Gefahr ist. Und bis nach Innsbruck hinein werden die Glocken läuten und der Hofer wird sie läuten hören . . . Bauern! Du Almer, Du Gartner, Du Weinberger, Du Diesbacher und Du und Du . . . schwört mir auf dieses Kreuz da, daß Ihr uns treu bleibt, dem Speckbacher und mir!"

Schwere arbeitszerschundene Hände legen sich auf das Kreuz. Die Augen sprühen im Herdfeuerscheine. In diesem feierlichen Augenblicke poltert die Türe auf. Keuchend taumelt ein vierzehnjähriges Bürschchen herein, den alten klobigen Stutzen um die Schulter gehängt. Der Knabe eilt auf Speckbacher zu, der über das unvermutete Auftauchen des Sohnes sich nicht fassen kann. Er hätte ihn viel später erwartet. „Anderl, Du?"

Weiter kann Speckbacher nicht sprechen, denn der Anderl überschreit ihn, voller Angst: „Vater, Vater! Sie kommen, sie kommen . . ."

Da packt Haspinger den Knaben an den Schultern und rüttelt ihn und zerrt an dem schmächtigen Buben: „Anderl — hast Du sie gesehen? Wo? Marschieren sie auf diesen Hof zu oder auf das Dorf — oder — sprich — Anderl — sprich!"

Der Anderl preßt Wort für Wort heraus, daß die feindlichen Truppen auf der Paßstraße gegen das Dorf marschieren und die anderen auf Höhenwegen gegen den Hof vorrücken.

Draußen auf dem Gange schreien die Mägde. Die Diesbacherin weint laut vor sich hin. Einer der Knechte stürmt die Stiege hinauf zum Dachzimmer. Und in die Nacht hinaus bimmelt jämmerlich die Glocke des Hauses. Man hört dies Glöcklein auf dem Dache nicht weit; denn unten im Tale bleibt stockfinstere Nacht. Kein Hof wird erleuchtet, kein Höhenfeuer wird angezündet, niemand denkt an einen so plötzlichen Einfall der Feinde.

In banger Erwartung, ob bald die Glocken der Dorfkirche zu läuten beginnen würden, stehen Speckbacher und Haspinger am Rande des Hochwaldes und halten Ausschau ins Tal hinunter.

„Wo nur der Knecht hingelaufen ist! Er weiß doch, daß er den kürzesten Weg — über die Wand zur Paßstraße hinab — nehmen muß. Er weiß doch, daß die Sturmglocken die Bauern aufrufen zum Kampfe."

„Die Sturmglocken — die Bauern aufrufen — zum Kampfe." —

Der Knecht klettert vorsichtig die Wand hinab. Trotz der Dunkelheit kennt er jeden Griff. Wer seit Kindheit auf diesem kleinen Flecke Erde und Fels gedient, der kennt seine Heimat. Und er weiß, daß es um diese Heimat geht. Als er eben die rechte Hand aus einer Felsenritze lösen und mit der linken Hand nach einem Halt greifen will, da hört er Stimmen. Latschenzweige knistern. Da — deutlich sieht er eine Gestalt, die sich geduckt an die Wand heranschleicht. Der Knecht hält den Atem an. Mit äußerster Kraft stemmt er die Fußspitzen in eine Rinne hinein und schmiegt seinen Körper an die Felsenmauer. Nur nicht gesehen werden. Es ist höchste Not . . . und die Sturmglocken sollen läuten . . . heiliges Land Tirol . . . hilf, Maria von Kirchenthal . . . hilf . . . Herrgott, hilf! Der Feind, die Vorhut schon vor dem Dorfe, vor dem Hofe — Herrgott, oben sind der Speckbacher und der Haspinger und der Diesbacher und die Kinder. Ich muß hinunter. Es geht um Alles.

Der Knecht klettert seitwärts zu einem Latschengestrüpp hin. Bei der ersten Bewegung löst sich ein Stein los, poltert krachend in die Tiefe. Ein Schuß knallt. Ein Splitter schlägt auf den Arm des Knechtes und bohrt sich tief in das Fleisch hinein . . . ein wahnsinniger Schmerz. Der Getroffene fühlt das Brechen seiner Kraft. Die Gedanken versinken in Nichts. Aber — trotzdem löst sich die Hand nicht aus dem Gestein. Die Fingernägel bohren sich tiefer hinein. Ueber den Arm fließt dick und warm das Blut. Nur nicht hinunterstürzen. Ich muß durchkommen. Ich muß! Und nun beginnt ein Klettern auf Leben und Tod. Schüsse knallen. Gestalten rennen aus dem Hochwald heraus und verschwinden wieder in der Nacht. Feuerschein blitzt da und dort auf. Lange zieht das Echo den Schüssen nach. Der Knecht erreicht das letzte Band, springt in die Latschen hinein, kriecht durch das Gestrüpp und lauscht . . . Nichts regt sich. Warum antworten die anderen vom Hofe oben nicht? Oder warten sie auf das Läuten der Sturmglocken? Oder glauben sie, daß irgend einer der Eigenen geschossen? Oder — oder — — Nur für Augenblicke denkt der Knecht über die Fragen nach. Er findet so schnell keine Antwort. Er kann nicht mehr klar denken; denn die Wunde schmerzt. Er hält sie mit der gesunden Hand zu. Um nicht schreien zu müssen, beißt er die Zähne aufeinander. So läuft er in den Hochwald hinein. Bald stolpert er über Steine, bald muß er sich über die Almzäune schwingen. Endlich erreicht er sein Ziel. Er tobt durch das nachtstille Dorf zur Kirche. „Den Meßner wecken? Nein! Keine Zeit verlieren!" Mit aller Wucht springt er gegen die Turmtür an, daß die Bretter krachen und der Boden dröhnt. Und immer wieder springt er an die Tür, bis die Bretter auseinander bersten. In diesem Augenblicke versagt ihm der Wille und verlassen ihn die Kräfte. Sein Körper macht eine Drehung. Die Knie knicken durch. Die Hände greifen haltsuchend in die Luft . . . bleiben an den schweren Strängen hängen. Langsam, langsam sinkt der Körper an den Strängen zu Boden. Dumpf und dröhnend schlägt die große Glocke an, nochmals tönt ein Schlag, nochmals — und als die matt herabsinkenden Hände von den Glockensträngen sich lösen, folgen schnell aufeinander die Glockenschläge.

Das Dorf erwacht. Männer eilen zur Kirche und finden den Zusammengebrochenen auf den Pflasterquadern des Glockenhauses. Schweigend beugen sie sich über ihn, sehen das Blut am Körper, sehen die Lippen sich bewegen: „Sturm . . . Not . . ."

Und die Männer verstehen. Sie greifen zu den Strängen, und die Glocken läuten. Unaufhörlich klingen sie und erwecken